

Neue Zürcher Zeitung, 15.8.1985

## **Dichten am Bildschirm?**

### *Chancen und Probleme*

Das Schreibprogramm für einen Computer, der 1984 eingeführt wurde, heisst *quill*, als ob kein Unterschied zwischen dem bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gebräuchlichen Gänsekiel und einem Computerprogramm bestünde. Was hier selbstgefällig ironisch zu verstehen ist, gilt allerdings in der Literaturwissenschaft allzu oft ohne Vorbehalt. Man geht davon aus, die *Art* der Niederschrift habe keinen nennenswerten Einfluss auf das Resultat und verdiene deshalb keine Beachtung — von einzelnen Episoden, wie den Diktaten des späten Henry James, einmal abgesehen. Der Einfluss technischer Neuerungen auf das Schreiben wird deshalb — je nach Stimmungslage — übersehen, verdammt oder gepriesen, aber kaum untersucht.

Die Gründe dafür sind wohl in einer Vorstellung des literarischen Schaffensvorgangs zu suchen, die immer noch ein Residuum romantischen Denkens enthält: Er gilt als etwas rein Geistiges. Das Schreiben — oder wie es oft heisst, die Niederschrift — wird nicht als Teil, sondern als Folge von ihm verstanden. Dabei weiss man aus dem Studium von Manuskripten durchaus, in welchem Masse die endgültige Form eines Werks das Resultat geduldigen kritisch-kreativen Edierens sein kann.

### **Elektronisch schreiben**

Die Mechanisierung des Schreibens wirft Probleme auf, die durch die Einführung des elektronischen *word processors* stark akzentuiert worden sind. Material darüber, welche Autoren auf welche Weise arbeiten, ist bisher nicht systematisch gesammelt worden; aber es ist bekannt, dass, unter vielen andern, auch Harold Pinter am Bildschirm schreibt. Zahlen aus den USA belegen, dass dort schon heute fast zwei Drittel der professionellen Autoren ihre Texte auf elektronischen Geräten schreiben; vor allem bei Autoren, die für einen grossen Markt arbeiten, scheinen sie Anklang zu finden (z. B. Isaac Asimov, Arthur C. Clarke, aber auch Dorothy Dunnett, Len Deighton, Tom Sharpe in England). Kann die Einführung dieser neuen Schreibtechnologie ohne Folgen bleiben? Wie die meisten vor ihr wurde sie ja für Handel und Verwaltung, nicht für die Literatur eingeführt—das hässliche Wort «Textverarbeitung» erinnert uns peinlich daran.

Die Auswirkungen, welche der Computer auf die Literatur schliesslich haben wird, sind schwer abzuschätzen. Neue Möglichkeiten der Darstellung auf dem Bildschirm oder des Dialogs mit dem Benutzer können zu literarischen Formen führen, die ihrem Medium in ähnlicher Weise entsprechen wie das Hörspiel dem Radio oder der Roman dem Buchdruck. Statt über

diese zu spekulieren, soll hier nur von einigen möglichen Folgen für die traditionelle Buchliteratur die Rede sein oder, noch enger, für das *Schreiben*.

Dabei muss ein wichtiger Gesichtspunkt ausser acht bleiben: Jeder Autor verwendet in der Regel mehrere Technologien nebeneinander. Er schreibt zum Beispiel von Hand, korrigiert, tippt ab, was er geschrieben hat, und korrigiert das Typoskript wiederum von Hand; er verändert (zum Ärger des Verlegers) die Druckfahnen ein weiteres Mal. Oder heute: Er druckt aus, was er in den Computer eingegeben hat, korrigiert den Text und gibt die Korrekturen wieder ein — oft mehrmals hintereinander.

### **Gefahren**

Gewisse allgemeine Gefahren scheinen unübersehbar: dass der Mensch die Kontrolle über das Wort noch mehr verliert und die Sprache noch unpersönlicher wird – man denkt an das Extrembeispiel der automatischen Textgenerierung, der sogenannten Computerlyrik. Diese Ängste entsprechen, wie Walter Ong gezeigt hat, ziemlich genau denen, die auch bei der Einführung des Buchdrucks formuliert wurden; und Plato erhob ähnliche Einwände gegen eine andere Technologie – die des Schreibens selbst. An beides haben wir uns gewöhnt; ja, beides gilt uns geradezu als Inbegriff der Wortkultur. Wir vergessen leicht, dass die Stimme, nicht die Schrift, am Anfang der Dichtung steht. Sind deshalb alle Befürchtungen unbegründet? Wird sich nichts ändern? Manche Autoren, die von Ray Hammond, dem Verfasser des Bändchens «The Writer and the Word Processor», befragt wurden, bleiben skeptisch; für sie ist Handschrift Programm.

Der Aufstand gegen das Technologische in der Literatur ist kein Phänomen erst des zwanzigsten Jahrhunderts. Beim Schreiben zeigt er sich in einem Phänomen, das man die «kalligraphische Reaktion» nennen möchte: Die Handschrift wird seit William Morris als Element von etwas Ganzheitlichem verstanden. Wie die englische Autorin Fay Weldon sagt: «I choose to believe that there is some mystical connection between the brain and the actual writing in longhand. »

Schon die Einführung der Schreibmaschine hatte ganz praktische Folgen für die Entwicklung der Literatur. Sie machte es den Autoren möglich, Kontrolle über die Typographie zu gewinnen (vor allem die Verwendung von Einrückungen, Zeilenabständen und Textlücken). Die visuelle Prosodie, wie sie sich in der Lyrik seit Ezra Pound findet, illustriert dies am deutlichsten. Gleichzeitig wurde das Schreiben aber auch weniger sinnlich, unpersönlicher, mechanisch — der Anschlag anstelle des Schriftzugs. Es wurde möglich, schneller zu schreiben — was nicht nur den Vielschreibern zugute kam. Von Hemingway zum Beispiel wissen wir, dass er von Hand auf grosse Bogen Papier schrieb; gingen die Dinge leicht, weil er in besonders produktiver Verfassung war oder weil er einfache Texte schrieb (wie Dialoge, nach seiner eigenen

Aussage), so legte er den Bogen weg und setzte sich an die Schreibmaschine.

Der *word processor* ist eine (allerdings sehr umfassende) Weiterentwicklung der Schreibmaschine: In manchen Bereichen werden deshalb die Charakteristika des Maschinenschreibens bloss schärfer akzentuiert; in andern sind die Neuerungen so folgenreich, dass Vergleiche mit früheren Schreibformen schwierig werden.

### Wandlungen

Der Prozess des Schreibens wandelt sich. Statt deutlich von einem Anfang auf einen Schluss hin zu streben, lassen sich Texte leichter, von einem Zentrum ausgehend, in verschiedene Richtungen entwickeln. Oft ist der Anfang das schwierigste: Der Autor sitzt lange vor dem weissen Blatt, bevor er das erste Wort niederschreiben kann, bevor er ein Zeichen in die Leere setzt — eine Situation, die zu einer Metapher für den Schaffensvorgang überhaupt werden kann. So sagte Harold Pinter 1970, zu einem Zeitpunkt, als er unter einer Schreibhemmung litt: «I want more than anything else to fill up a blank page again, and feel that strange thing happen, birth through fingertips.»

Der *word processor* ermöglicht die schmerzlose Geburt. Anfänge lassen sich jederzeit einfügen. Man beginnt an dem Punkt, zu dem man etwas zu sagen hat — Verknüpfungen lassen sich später herstellen; auch Abschriften brauchen nicht mehr gemacht zu werden. Vieles wird deshalb niedergeschrieben (und bleibt stehen), zu dem der Autor früher nicht die Feder aufs Blatt gesetzt hätte. Das kann zu höherer «Effizienz» führen — eine Erfahrung, die Autoren von populären Romanen und Dramen gemacht haben. Terence Feely etwa, Autor von erfolgreichen Fernsehspielen, brüstet sich damit, seine Produktivität habe sich um 400 Prozent erhöht. Man hat auch bemerken können, dass Gore Vidals Bücher, seit er einen *word processor* verwendet, länger, noch länger, geworden sind. Man kann sich fragen, ob man sich über diesen Segen des Fortschritts freuen soll ...

Hinzu kommt die einfache Korrigierbarkeit des Textes. Wörter, Wortgruppen oder ganze Abschnitte lassen sich ohne Mühe einfügen, versetzen oder entfernen. Das macht das Schreiben leicht. Man bleibt sich immer bewusst, dass der Text vorläufig ist und sich jederzeit wieder verändern lässt. Aus dem gleichen Grund lässt er sich andererseits auch immer wieder verbessern, ohne alles, was man stehen lassen möchte, ein weiteres Mal abzuschreiben. Es ist schwer zu beurteilen (und die Autoren werden dazu nicht gerne Auskunft geben), wieviel in einem Text schliesslich stehenbleibt, weil dem Autor die Kraft und die Zeit fehlen, eine weite Abschrift herzustellen, oder das Geld, Autorkorrekturen zu bezahlen. Auf jeden Fall: Wer Bilder von den Korrekturfahnen für «*Ulysses* mit ihren unzähligen Änderungen, Strichen und Ergänzungen gesehen hat, muss sich sagen, dass Joyce einen *word processor* hätte brauchen können...

Die Eigenschaften des Schreibens auf *dem word processor*, die bis jetzt genannt wurden, lassen sich als eine Potenzierung der Möglichkeiten traditionellen Schreibens verstehen. Andere lassen sich kaum mehr mit dem Schreiben von Hand und auf der Maschine vergleichen; erstaunlicherweise haben sie zur Folge, dass das Schreiben dem Sprechen wieder ähnlich ist.

Iris Murdochs Argumente gegen die Verwendung des- *word processor* machen deutlich, worum es geht. Sie beruhen auf einer visuellen Vorstellung des Denkens — Dinge werden nebeneinandergehalten und verglichen.

I cannot imagine how thinking can take place on these awkward machines. There is no substitute for ink... For real *thinking*, as in philosophy or writing a poem or novel, one must use a notebook or paper which can be turned over, a pen which scratches out, opposite pages on which variants can be placed and so on.

Die Kleinheit des Bildschirms hat zum Beispiel zur Folge, dass immer nur eine beschränkte Anzahl Zeilen sichtbar sind. Um Passagen vor oder nach diesem «Fenster» ins Bild zu holen, sind Manipulationen nötig, welche komplizierter sind als das Blättern in ein Manuskript und die oft voraussetzen, dass man sich genau an ein bestimmtes Schlüsselwort erinnert. Man wird deshalb auf Vergleiche, wenn immer möglich, verzichten.

### **Probleme**

Im weitern gehen alle Varianten verloren: Bei gängigen Schreibprogrammen wie *Wordstar* werden die verworfenen Versionen, wenn sie einmal durch andere ersetzt sind, endgültig gelöscht. Forscher werden deshalb die Entstehung eines Textes nicht mehr in der gleichen Weise verfolgen können wie bisher; alles, was ihnen vorliegt, ist ein endgültiger Text — es sei denn, der Autor hinterlasse die Ausdrucke mehrerer Versionen. Die Situation der Forscher mag zu bedauern sein — aber noch mehr in Gewicht fällt der -Verlust für die Autoren selbst. Die verworfene und die neue Version erscheinen nun nicht mehr nebeneinander (um vielleicht später erneut gegeneinander abgewogen zu werden). Es bilden sich keine «Knoten», Bereiche, in denen die Schwierigkeiten und Möglichkeiten eines Stoffs oder der sprachlichen Mittel sichtbar werden; immer steht einem alles in der gleichen unverbindlichen Endgültigkeit und Eintönigkeit vor Augen. Aus diesem Grund war es voreilig anzunehmen, Joyce hätte einen *word processor* brauchen können; gerade wegen der genannten Eigenschaften hätte er «*Ulysses*» oder gar «*Finnegans Wake*» wohl nicht auf ihm schreiben können.— der *word processor* behindert die «visuelle» Auseinandersetzung mit der Sprache, die für die Modernisten so wichtig war.

Die neue Nähe zum gesprochenen Text ergibt sich aus der Art der Speicherung. Wie angedeutet, bestand einer der Vorteile der Schreibmaschine gegenüber der Handschrift darin, dass der vom Autor hergestellte Text der Endgültigkeit des Buchs schon recht

nahe kommt. Wird der Text nun magnetisch gespeichert, so bekommt er einen völlig andern Status. Was auf dem Papier steht, ist nicht mehr das (fast) Endgültige — auch wenn es immer so aussieht —, sondern bloss ein Nebenprodukt: das «Original» ist unsichtbar und stets veränderbar auf einem Stück Plastic gespeichert, und es kann jederzeit in der gewünschten Zahl ausgedruckt werden.

Deshalb, und dies ist wohl die wichtigste Folge des *word processor*, fällt es einem schwer, Texten weiterhin die Stabilität, vielleicht sogar Überzeitlichkeit zuzugestehen, die wir ihnen seit der Einführung des Buchdrucks gerne zugeschrieben haben; das «heilige Original», von dem Goethe sprechen konnte, verliert als Begriff an Bedeutung. Dagegen tritt das Prozesshafte, die Veränderbarkeit des Textes, in den Vordergrund. Es wird leichter, Vorschläge anderer zu berücksichtigen. Es wird allerdings auch leichter, den Autoren Änderungen abzuverlangen. Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Autoren kommen dadurch in einem Masse unter Druck, das unter den früheren Verhältnissen unvorstellbar gewesen wäre.

Hier konnten nur an ganz wenigen Beispielen Vermutungen über die Zusammenhänge zwischen Technologie und Literatur angestellt werden. Soviel steht fest: Wandlungen sind im Gange, welche unsere Aufmerksamkeit als Leser und Forscher verdienen — obwohl man dem Buch, das man aufschlägt, gar nichts ansieht.

*Balz Engler*